

Leseprobe aus:

Stefan Hertmans
Der Himmel meines Großvaters



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München
2014

 HANSER BERLIN



Stefan Hertmans

Der Himmel meines Großvaters

Roman

Aus dem Niederländischen
von Ira Wilhelm

Hanser Berlin

Die niederländische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel *Oorlog en terpentijn* bei De Bezige Bij in Amsterdam.

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert
vom Flämischen Literaturfonds



1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24643-0

© Stefan Hertmans 2013

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen
Quellen
FSC® C006701

Für meinen Vater

Die Tage stehen wie Engel in Gold und Blau
unfassbar über dem Ring der Vernichtung.
Jeder hier weiß, dass wir den Krieg verlieren.

E. M. Remarque

Die früheste Erinnerung an meinen Großvater führt mich an den Strand von Ostende – ein sechsundsechzigjähriger Mann im dunkelblauen Anzug macht es sich mit seiner Frau in einer flachen Mulde bequem, die er mit der blauen Strandschaufel seines Enkels ausgehoben hat. Hinten hat er den Rand etwas erhöht und rundgeklopft, so dass sie geschützt sind gegen den ablandigen Augustwind, der unter hohen Nebelschleiern über die sich zurückziehende Wellenlinie heranweht. Sie haben die Schuhe und Socken ausgezogen und genießen, sanft mit den Zehen spielend, die Kühle des tiefer liegenden, feuchten Sandes – für mich, das sechsjährige Kind, eine ungewohnte Hemmungslosigkeit des stets in Schwarz, Grau oder Dunkelblau gekleideten Paares. Selbst hier am Strand, ungeachtet der Hitze, hat mein Großvater den Borsalino auf dem fast kahlen Kopf, trägt ein blendend weißes Hemd und eine schwarze, ungewöhnlich große Schleifenkrawatte mit zwei langen herabhängenden Bändern. Von fern sieht es aus, als hätte er sich die Silhouette eines schwarzen, flügelspreizenden Engels um den Hals geknotet. Meine Mutter nähte ihm diese merkwürdigen Schleifen nach seinen Anweisungen, ich habe ihn nie anders gesehen als mit einer dieser frackschönen Krawatten; er muss Dutzende davon besessen haben, eine liegt hier irgendwo zwischen meinen Büchern, ein Relikt aus einer fernen, verlorenen Zeit.

Nach einer halben Stunde zieht er dann doch sein Jackett aus, entfernt die goldenen Manschettenknöpfe und steckt sie in die Tasche, rollt die Hemdsärmel auf, besser gesagt, schlägt sie zweimal sorgfältig um, bis exakt unter die Ellenbogen, jeder Umschlag so breit wie die gestärkte Manschette, und er sitzt da, als posierte er, das ordentlich gefaltete Jackett mit dem im Mittagslicht glänzenden Seidenfutter über

dem Arm, für ein impressionistisches Porträt. Sein Blick verliert sich im fernen Gewimmel der Menschen, der kreischenden, planschenden Kinder, der schreienden und lachenden Ausflügler, die Fangen spielen, als wären sie wieder jung. Die Szenerie gleicht einem Gemälde von James Ensor, nur in Bewegung, dabei kann er die Bilder des gotteslästerlichen Ostendener mit dem englischen Namen auf den Tod nicht ausstehen. Er hält Ensor für einen »Klakpotter«, und *Klakpotter* gehören wie die *Klepsjjezen* und das *Kroelkesvolk* zur so ziemlich schlimmsten Sorte Mensch, die mein Großvater kennt. *Klakpotter* sind alle modernen Maler; sie haben keine Ahnung von der Feinmalerei, von den Subtilitäten des edlen Malerhandwerks früherer Zeiten. Sie klecksen vor sich hin, achten die Gesetze der Anatomie nicht, wissen nicht, wie man eine Glasur aufbringt, mischen die Farben schon lange nicht mehr eighändig, benutzen Terpentin, als wäre es Wasser, haben keine Ahnung von den Geheimnissen eines selbstzerriebenen Pigments, vom feinen Leinöl oder der Mischung des Schlussfirnisses – kein Wunder, dass es keine großen Maler mehr gibt.

Der Wind frischt auf, mein Großvater nimmt die Manschettenknöpfe aus der Jackentasche, krempelt die Ärmel herunter, knöpft das Hemd zu, schlüpft in sein Jackett und hilft seiner Frau, sich die schwarze Spitzenmantille sorgfältig über die Schultern und den Knoten der dunkelgrauen Haare zu drapieren. »Komm, Gabrielle«, sagt er, und sie erheben sich, nehmen die Schuhe in die Hand und machen sich an den etwas mühsamen Aufstieg zur Promenade hinauf. Noch sind seine Hosenbeine bis zu einer Höhe von ungefähr fünfzehn Zentimetern aufgerollt, und ihre schwarzen Strümpfe stecken in den Schuhen, weshalb ich vier weiße Waden sehe, die sich unter den dunklen Torsi gleichmäßig und träge über dem Sand bewegen. Sie gehen auf die blaue Steintreppe zu, die zum Deich hinaufführt, wo sie sich auf die nächste Bank setzen, in aller Seelenruhe den Sand von den Füßen klopfen, die schwarzen Strümpfe über die alabasterweißen Füße streifen und die Schuhe mit etwas zuknoten, was damals »Nestelband« hieß und noch nicht Schnürsenkel.



Ich selber renne, als mein Tunnelsystem für die großen Steinmurmeln – meine geliebten *bonketten* – einstürzt, zitternd zu meiner Mutter. »Das Meer kommt zurück«, sagt sie, während sie mich warm rubbelt und über den Dünen hinter uns die ersten Quellwolken auftauchen. Der Wind scheuert über die Dünenköpfe, als wollte er das Dünenhaar zerzausen; es ist, als wappneten sich große, sandfarbene Tiere gegen die nahende Nacht.

Mein Großvater hat schon den Spazierstock aus lackiertem Ulmenholz in der Hand und wartet mit leichter Ungeduld darauf, dass wir endlich alle die Promenade erreicht haben. Dann geht er voraus; er ist nicht groß, ein Meter achtundsechzig, wie ich ihn oft sagen hörte, dennoch machen ihm die Menschen Platz. Den Kopf hoch erhoben, die schwarzschimmernden Stiefeletten tadellos, die Hose mit scharfer Bügelfalte versehen, auf der einen Seite seine schweigsame Frau am Arm und auf der anderen den Spazierstock in der Hand – so geht er vor uns her, dreht sich ab und zu nach uns um und ruft, dass wir noch den Zug verpassen werden, wenn wir weiter so trödeln. Sein Gang ist der eines aus der Armee entlassenen Soldaten, das heißt, er lässt nicht plump zuerst die Ferse auf's Pflaster knallen, sondern tritt mit dem Fußballen auf, wie es sich gehört, seit mehr als einem halben Jahrhun-

dert. Dann verschwindet er aus meiner Erinnerung, und ich, überwältigt von der plötzlich aufleuchtenden Klarheit dieser längst vergangenen Szene, werde so müde, dass ich auf der Stelle einschlafen könnte.

Übergangslos rückt das nächste Bild meines Großvaters vor mein inneres Auge, das Bild eines schluchzenden Mannes – er sitzt an dem kleinen Tisch, an dem er malte und schrieb, bekleidet mit seinem grauen Kittel, auf dem Kopf den schwarzen Hut. Gelbes Morgenlicht fällt durch das kleine, weinumrankte Fenster; in den Händen hält er eine der vielen Reproduktionen, die er oft aus Kunstbüchern riss und die ihm als Vorlagen für seine Kopien diente (er pinnte die Reproduktion auf ein Brett, das er mit zwei Wäscheklammern an der Malerpalette befestigte); ich kann nicht erkennen, was auf der Illustration in seiner Hand abgebildet ist, aber ich sehe Tränen über seine Wangen rollen und höre ihn leise murmeln. Ich war die drei Stufen zu seinem kleinen Malzimmer hinaufgesprungen, um ihm zu erzählen, dass ich gerade das Skelett einer Ratte ausgegraben hatte. Jetzt ziehe ich mich schnell zurück, schließe still die Tür zu seinem Zimmer, der Treppenbelag dämpft meine Schritte, schleiche mich aber, als er später auf einen Kaffee herunterkommt, wieder hinauf. Die Abbildung liegt auf dem Tisch und zeigt das Gemälde einer nackten Frau, die mit dem Rücken zum Betrachter vor einem roten Vorhang auf einem Sofa oder Bett liegt, eine schlanke Frau mit dunklen Haaren, ihr friedlich verträumtes Gesicht kann man im Spiegel sehen, den ihr ein Cupido mit einem blauen Band über der Schulter vorhält, besonders betont sind ihr schlanker, nackter Rücken und ihr runder Hintern. Mein Blick wandert zu den schönen Schultern, den gelockten, feinen Härchen im Nacken hinauf, und danach erneut zu dem fast obszön dem Betrachter zugekehrten Po; erschrocken lege ich die Abbildung zurück und renne hinunter in die Küche. Dort singt mein Großvater für meine Mutter ein französisches Lied, das er noch vom Krieg her kennt.

*

Meine Kindheit ist überwuchert von seinen Geschichten aus dem Ersten Weltkrieg, immer und immer wieder dieser Krieg: irgendwelche Heldentaten auf schlammigen Feldern, Bombenhagel, Gewehrschüsse, schreiende Schemen im Dunkel und französisch gebrüllte Befehle, das alles schilderte er von seinem Schaukelstuhl aus mit einem unbeirrbareren Gespür für Effekte – der Stacheldraht war allgegenwärtig, Schrapnelle flogen uns um die Ohren, Maschinengewehre ratterten, Leuchtkugeln wanderten in hohem Bogen übers dunkle Firmament, Mörser und Haubitzen, Tausende von Bomben und Granaten wurden abgefeuert, während die Tanten in stupider Bewunderung nickten und am Tee nippten und mir von diesen Erzählungen nur die unbestimmte Ahnung blieb, mein Großvater müsse ein Held gewesen sein, und zwar in Zeiten, die mir so fern lagen wie das Mittelalter, über das ich auf der Schule einiges gelernt hatte. Dabei war er für mich sowieso schon ein Held, er gab mir Fechtunterricht, schliff meine Taschenmesser, brachte mir bei, wie man Wolken zeichnet, indem man sanft mit einem Radiergummi über eine Zeichnung reibt, die man mit einem Stück Kohle gemacht hat, oder wie man die unzähligen Blätter eines Baumes wiedergibt, ohne sie alle einzeln malen zu müssen – für ihn die wahren Geheimnisse der Kunst.

Geschichten werden erzählt, um vergessen zu werden, kehren sie doch immer wieder zurück, auch die merkwürdigsten Geschichten über Kunst und Künstler. So wusste ich zum Beispiel schon, dass der alte Beethoven deshalb so besessen an seiner Symphonie arbeitete, weil er taub war, doch eines Tages erfuhr ich zu meiner Bestürzung, dass er sich, wenn er in die Arbeit versunken war, nicht die Mühe machte, das Klosett aufzusuchen, sondern sich einfach neben seinem Klavier erleichterte. Und so sah ich jedes Mal, wenn an einem langweiligen, langen Sonntagnachmittag die Eltern und Großeltern mit schläfrig nickenden Köpfen auf dem braungeblühten Sofa saßen und im Radio etwa das wunderschöne Adagio aus der *Pastorale* ertönte, einen Berg Scheiße neben einem glänzend lackierten Spinett, während der Kuckuck zwischen den Holzbläsern und den Geigen aus dem

Wienerwald herausrief und mein Großvater angestrengt die Augen geschlossen hielt, weil seine Ehrfurcht vor dem romantischen Genie es in solchen Momenten nicht duldete, die Banalität seiner Mitbewohner vor sich zu haben. Erst viele Jahre später begriff ich, dass er selbst ungefähr anderthalb Jahre buchstäblich neben der Scheiße gelebt hatte – in den entsetzlichen Schützengräben des Ersten Weltkriegs, wo jeder, der auch nur den Kopf über den Rand hinausstreckte, weil er sich draußen erleichtern wollte, mit einer Kugel durch den Schädel bestraft wurde. So kehrte alles, was er eigentlich vergessen wollte, in den Bruchstücken seiner Erzählungen wieder, in absurden Details, und egal, ob sich die Geschichten nun im Himmel oder in der Hölle abspielten, ich musste die Bruchstücke und Details wie bei einem Puzzle zusammensetzen, wollte ich auch nur annähernd begreifen, was das Wesen meines Großvaters maßgeblich bestimmte: der lebenslange Kampf zwischen dem Erhabenen, wonach ihn verlangte, und der Erinnerung an Tod und Verderben, die ihn nicht losließ.

Zu Hause trug mein Großvater über seinem weißen Hemd und der schwarzen Schleifenkrawatte stets die gleichen Kittel, die *Kieltjes*, und das mit einer gewissen Eleganz. Wie sehr meine Mutter und meine Großmutter die ehemals weißen oder hellgrauen kurzen Baumwollmäntel in der Länge eines altmodischen Schlafrocks auch wuschen und kochten, die Verschmutzungen waren nicht rauszukriegen: eine Komposition aus Flecken in allen Farben des Regenbogens, aus bunten, wirren Fingerabdrücken und achtlosen Pinselabstrichen: groteske Graffiti, Relikte wahrer Arbeit.

Diese wahre Arbeit, der er, im vorzeitigen Ruhestand aufgrund seiner Kriegsinvalidität, seit seinem fünfundvierzigsten Lebensjahr ungestört nachgehen konnte, war die Amateurmalerei. Das kleine Zimmer, in dem er Tag für Tag vor dem kleinen Fenster stand, roch nach Leinöl, Terpentin, Leinwand, Ölfarbe. Selbst der Geruch der großen, mit einem Messer zurechtgeschnittenen Radiergummistücke war in der unnachahmlichen Mischung dieser Atmosphäre deutlich aus-

zumachen, in diesen glanzvollen, endlosen und stillen Stunden, die er mit dem unermüdlichen und fruchtlosen Nacheifern der alten Meister verbrachte. Er war ein virtuoser Kopist, der um die Geheimnisse der Materialien und Präparate, wie sie bereits die Renaissance-Künstler benutzt hatten, wusste. Obwohl er einer körperlich anstrengenden Arbeit nachging, belegte er nach dem Krieg Abendkurse im Zeichnen und Malen, was sein Vater, der Kirchenmaler, ihm zu Lebzeiten auszureden versucht hatte, und als er das heiratsfähige Alter erreichte, war er im Besitz einer Urkunde, die ihm Kenntnisse in Feinmalerei und im Anatomiezeichnen bescheinigte.

Aus seinem Fenster blickte er auf die Flusskrümmung der Norderschelde, auf Wiesen mit trägen Kühen, auf Binnenschiffe, die am Morgen tief im Wasser liegend vorbeituckerten und am Abend um ihre schwere Fracht erleichtert die Stadt in rascher Fahrt wieder verließen. Unendlich oft malte er diese Aussicht, in immer anderem Licht und anderen Farbtönen, zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, in den unterschiedlichsten Stimmungen. Jedes einzelne Blatt des roten Weins malte er nach der Natur, und wenn er ein Detail aus einem Gemälde von Tizian oder Rubens kopierte, dann konnte er sich auf seine Geduld verlassen, auf seine zeichnerische Fertigkeit mit Kohle- oder Graphitstift und seine Sicherheit in der Farbmischung und der Pigmentverdünnung. Vor allem aber kannte er eines der größten Geheimnisse der Kunst, nämlich das Wissen darum, wie lange man die erste Schicht trocknen lassen muss, bevor man die zweite aufbringt, die Transparenz und Tiefe schafft.

Seine große Leidenschaft waren Bäume, Wolken und Stofffalten. In diesen formlosen Formen konnte er sich ausleben, hineinträumen in eine Welt, bestehend aus Licht und Schatten, aus zu Ölfarben verkrusteten Wolken, aus dem *chiaroscuro*, eine Welt, die ihm die Menschen vom Leib hielt, ihm, in dessen Inneren etwas zerbrochen war – schwierig zu sagen was. In seine Herzlichkeit mischte sich Reserviertheit, als fürchtete er ständig, dass man ihm zu nahe käme, wenn er zu freundlich wäre. Gleichzeitig war er erfüllt von einer höheren, edleren Form

zuvorkommender Arglosigkeit, und diese Naivität bildete den Kern seines heiteren Wesens. Seine Ehe mit Gabrielle war wolkenlos für den, der es nicht besser wusste. Miteinander verwachsen wie zwei alte Bäume, die sich im Kampf um das spärliche Licht viele Jahre lang gegenseitig durchs Geäst wuchsen, verlebten sie schlichte Tage, die nur unterbrochen wurden von der kecken Fröhlichkeit ihrer Tochter, des einzigen Kindes. Die Tage verschwanden in den Falten einer sich zerfleddernden Zeit. Er malte.

Sein Malzimmer diente gleichzeitig als Schlafzimmer; heute ist es kaum noch vorstellbar, mit wie wenig Raum man sich früher begnügte. An der Wand hinter seinem Arbeitstisch stand das schmale Bett seiner Frau. So konnte sie sich im Schlaf gegen die Wand lehnen, denn sie schlief fern von ihm. Falten und Wolken, Bäume und Wasser. Das Beste in seinen unverhohlenen traditionellen Arbeiten bestand jedoch aus unförmigen Flecken, merkwürdig abstrakten Massen, die er für treue Abbilder der Natur hielt, für Nachahmungen des Modells, das Gott vor seinen Augen ausbreitete und das er Tag für Tag mit der akribischen Geduld des Kopisten ebenfalls entfalten musste. Es war seine treuegebene Art der Trauer, Tribut an seinen zu früh verstorbenen Vater, den bescheidenen Kirchenmaler Franciscus.

*

Die Hefte, in die er in einer unvergleichlichen Vorkriegshandschrift seine Erinnerungen niedergeschrieben hatte, befanden sich bereits mehr als dreißig Jahre lang in meinem Besitz, bevor ich den Mut aufbrachte, sie zu öffnen. Er gab sie mir einige Monate vor seinem Tod 1981, er war damals neunzig Jahre alt. Geboren wurde er 1891. Zunächst scheint sein Leben nicht mehr zu sein als die Rochade zweier Ziffern in einer Jahreszahl. Doch zwischen diese beiden Daten drängen sich zwei Kriege, unvorstellbare Massaker, das rücksichtsloseste Jahrhundert der Menschheitsgeschichte, Aufstieg und Verfall der mo-

dernen Kunst, die weltweite Expansion der Motorindustrie, der Kalte Krieg, Bildung und Zerfall großer Ideologien, die Erfindung des Bakelits, die Verbreitung von Telefon und Saxophon, die Industrialisierung, das Aufblühen der Filmindustrie, der Siegeszug des Plastiks, der Jazz, die Flugzeugindustrie, die Mondlandung, das Aussterben zahlloser Tierarten, die ersten großen ökologischen Katastrophen, die Entwicklung des Penicillins und des Antibiotikums, der Mai 68, der erste Bericht des *Club of Rome*, die Popmusik, die Erfindung der Pille, die Frauenemanzipation, das Aufkommen des Fernsehens, der ersten Computer – und sein eigenes langes Leben als vergessener Kriegsheld. Es ist das Leben, von dem er wollte, dass ich es beschrieb, warum sonst hätte er mir die Hefte anvertraut? Ein Leben, das fast ein ganzes Jahrhundert umfasst und auf einem anderen Planeten begann. Einem Planeten mit Dörfern, Feldwegen, Pferdekutschen, Gaslampen, Waschzubern, Andachtsbildchen, alten Wandschränken, einem Planeten, auf dem Frauen mit vierzig alt waren, aufmüpfige Bürgertöchter in Nonnenklöstern verschwanden, Priester nach Zigarren und schmutziger Unterwäsche rochen und allmächtig waren, Großseminare, bischöfliche und kaiserliche Verordnungen herrschten und dessen langer Todeskampf an dem Tag des Jahres 1914 begann, an dem der kleine, schmierige Serbe Gavrilo Princip mit einem nicht einmal gutgezielten Schuss die schöne Illusion des alten Europa in Fetzen schoss und damit den Auftakt gab zu einer Katastrophe, die auch das Leben meines kleinen, blauäugigen Großvaters bis in die Grundfesten erschütterte.

*

Ich hatte mir vorgenommen, seine Erinnerungen erst zu lesen, wenn ich genügend Zeit dafür hätte, denn ich ahnte, dass ich mich unter dem Eindruck seiner Lebensgeschichte sofort hinsetzen würde, um sie aufzuschreiben, mit anderen Worten: Ich wollte frei und ohne Verpflichtungen sein, damit ich ihm uneingeschränkt zu Diensten stehen konnte. So ließ ich Jahre verstreichen, tat dieses und jenes und machte

einen Bogen um die geduldig schweigenden Hefte, in denen die in gewissenhafter, zierlicher Handschrift verfassten Aufzeichnungen meines Großvaters ruhten wie in einem kleinen Schrein.

*

In diesen Jahren des Aufschiebens und des verdrängten Schuldgefühls kam etwas ans Licht, was die Geschichte meines Großvaters wieder in die Gegenwart zurückholte. Eines Tages tauschte mein Vater mit Unterstützung eines Onkels in der kleinen, 1930 errichteten Villa meines Großvaters einige morsche Dielen des Wohnzimmerparketts aus, und sie fanden im Schein einer Taschenlampe im Kriechkeller unter dem Salon, ganz hinten in einer staubigen Ecke, einen Grabstein: Den Grabstein der Mutter meines Großvaters. »Verdammt nochmal, hier haben sie ihn versteckt«, höre ich meinen Vater noch heute sagen. Die beiden Männer zertritten den Stein bis zum Einstiegsloch und hoben ihn heraus. Mein Großvater war damals schon einige Jahre tot, und mir war schleierhaft, warum jemand einen Grabstein derart tief in einem Keller versteckte, offenbar mit dem Ziel, ihn nie mehr ans Tageslicht gelangen zu lassen. Es sollte nochmals mehrere Jahre dauern, bevor ich den Stein wiederentdeckte, den mein Vater mit Metallklammern an der inzwischen efeuüberwucherten Gartenmauer hinter der Garage aufgehängt hatte, ungefähr einen Meter über dem Erdboden. Erst jetzt entzifferte ich die Inschrift:

Betet für die Seele von
Celina Andries
geb. 9. 8. 1868
gest. 20. 9. 1931
Witwe von
Franciscus Martien
Ehefrau von
Henri De Pauw



Vor mir liegen zwei Hefte. Das erste Heft ist klein und dick, mit rotem Farbschnitt und einem Umschlag aus hellgrauem Leinen, als hätte man ihm ein Jäckchen aus Vorkriegstweed angepasst. Das zweite ist größer, fast DIN-A4-Format, und in altmodisch marmorierten Karton eingeschlagen. Das Muster ähnelt jenem *faux marbre*, das mein Großvater so gerne auf Wände aufbrachte. Das erste Heft umfasst die Erinnerungen an seine von Armut geprägte Kindheit in Gent vor der Jahrhundertwende, aber auch einen Teil seiner Erfahrungen im Ersten Weltkrieg.

Er war zweiundsiebzig, als er das erste Heft begann – das genaue Datum lautet: 20. Mai 1963. Ich vermute, er wollte, dass auch andere Menschen erfahren, was sein Leben so verunstaltet hatte, denn die Familienmitglieder waren seiner Geschichten gehörig überdrüssig und fuhren ihm manchmal mit einem »Das-hast-du-schon-mal-erzählt« über den Mund, mit einem »Ich-bin-müde-ich-geh-schlafen« oder mit einem »Ich-muss-ganz-dringend-weg«. Als er sich zur Nie-

derschrift seiner Erinnerungen entschloss, war seine Frau Gabrielle bereits seit fünf Jahren tot, und er scheint mit diesem Entschluss die Trauerzeit bewusst beenden zu wollen. In einer gleichmäßigen, festen Handschrift und mit vorwiegend blauer Tinte schreibt er seine Erinnerungen an Kindheit und Krieg nieder – ich sehe seinen Waterman-Füllfederhalter noch vor mir. Er liegt auf dem kleinen, mehr als hundert Jahre alten Frisiertisch, den er mit einer Maserung bemalt hatte, in der Hoffnung, dass er auf diese Weise einer echten Antiquität ähnlicher würde. Die Originalmarmorplatte war wohl irgendwann zerbrochen; die Ersatzplatte aus Holz war etwas zu klein und äußerst ungeschickt angebracht. Der Tisch war außerdem zu hoch und dadurch unbequem, was meinen Großvater nicht davon abhielt, an ihm zu schreiben. Er steht jetzt mit seiner Schublade voller Ölfarbenflecke hinter mir in meinem Arbeitszimmer; ich bewahre darin die beiden Hefte auf. Warum er ein zweites Heft begann, erklärt er mit folgenden Worten: *In meinem ersten Tagebuch über den Krieg 1914–1918 stehen zu viele langweilige Geschichten aus meiner Kindheit, und viele Seiten sind unwichtig. In diesem Heft will ich nur noch über den Krieg schreiben, nicht zu dessen Ruhm und Ehre, sondern offen und ehrlich. Gott sei mir gnädig. Nur was ich selbst erlebt habe. Meine ganz persönliche Qual.*

Und so erzählt er in diesem zweiten Heft von seinen grauenhaften Erlebnissen bei der Schlacht an der Yser, von seinen Verwundungen, den Lazarettaufenthalten in England und von der für ihn so wichtigen Entdeckung des Freskos in Liverpool. Nach 1916, dem Jahr, in dem er zum zweiten Mal niedergeschossen wurde, fasst er sich kürzer, offenbar weil man die entsetzlichen Details aus dem Leben in den Schützengräben nicht immer und immer wieder beschreiben kann, nicht, wie sie die Ratten mit bloßer Hand töteten, bevor sie sie auf einem kleinen Feuer in der Nacht brien, nicht, wie die verstümmelten Kameraden schrien, nicht, wie sie mit blutigen Händen die Stacheldrahtrollen im Schlamm entrollten, nicht, wie die Maschinengewehre ratterten, die Granatkartätschen knatterten und ihnen die Erde und die zerfetzten

Gliedmaßen ihrer Kameraden um die Ohren flogen. Auf den letzten Seiten berichtet er allerdings noch von den dramatischen Ereignissen des ersten Nachkriegsjahres während der Spanischen Grippe 1919. Obwohl er auffällig distanziert berichtet, zerfällt seine Handschrift, scheint ihn die Disziplin zu verlassen, gleiten die Zeilen quer über das Blatt ab; an manchen Stellen kehrt seine alte, regelmäßige Handschrift zurück, meist jedoch schlingert alles wild hin und her. Als er mühsam die letzten Zeilen des Heftes kritzelte, war er weit über achtzig, schrieb nicht mehr mit Füller, sondern mit verschiedenfarbigen Filzstiften und mit erkennbar schlechteren Augen; soweit ich mich erinnere, trug er in all den Jahren, die ich ihn kannte, immer dieselbe Brille, möglich, dass er kaum noch etwas entziffern konnte auf dem Papier, über das er sich so qualvoll beugte. Für die insgesamt sechshundert handschriftlichen Seiten brauchte er geschlagene siebzehn Jahre. Doch sein Gedächtnis ließ ihn keinen Augenblick lang im Stich, er erinnerte sich an alle Einzelheiten, wofür ich keine andere Erklärung habe, als dass es sich dabei um eine Form traumatischer Klarheit handelte. Legt man zum Vergleich das zweite Heft neben das erste, zeigt sich, dass er immer tiefer in die Schützengräben seiner Erinnerung eindrang. Sein ganzes Leben lang kam er nicht los von diesen Einzelheiten, vergaß nicht das herabtrudelnde Blatt in der Abenddämmerung, bevor er dem Tod zum soundsovielten Male ins Angesicht sah, nicht den Anblick seiner toten Kameraden, nicht den Schlammgeruch, den lauwarmer Frühlingwind über dem zerschossenen Land oder das zerfetzte Pferd in einer Hecke. Auf dem letzten Blatt scheint er etwas verschüttet zu haben; dort ist auch ein Loch im Papier, links davon steht »abends« und rechts »Panik«.

*

Ich ließ die Lektüre eine Weile auf mich wirken. Danach nummerierte ich zuerst die Seiten, bevor ich markierte, welche Geschichten in beiden Heften auftauchten. Das Abtippen der Aufzeichnungen dauer-

te fast ein ganzes Jahr, während dessen ich mir klar darüber werden konnte, wie sich die verschwiegenen, nicht erzählten Geschichten zu den tatsächlichen Ereignissen verhielten. Die Arbeit ging mir nur schwer von der Hand, weil ich ständig das Gefühl hatte, ihm nicht gerecht zu werden: Zum einen war es mir unmöglich, seine stilistische Mischung aus altmodischer Eleganz, Unbeholfenheit und Authentizität wiederzugeben, ohne maniert zu wirken, zum anderen war es mir, als verriete ich ihn, wenn ich seine umständliche Erzählweise der heutigen Redeweise anpasste. Schon beim Korrigieren seiner oft anrührenden Schreibfehler hatte ich ein schlechtes Gewissen. Ich verfluchte meinen mittelmäßigen Stil, der aus dem schizophrenen Versuch resultierte, meinem Großvater treu zu bleiben und gleichzeitig seine Geschichte in die eigene Erfahrung zu übersetzen. Die Aufzeichnungen konfrontierten mich mit der schmerzhaften Wahrheit jedes literarischen Werks, dem eine authentische Geschichte zugrunde liegt: Man muss sich erst davon kurieren, muss von ihr ablassen, um sie auf ganz eigene Art wiederentdecken zu können. Doch die Zeit drängte, denn ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, meine Arbeit, meinen Kampf mit seiner Erinnerung zu beenden, bevor die Jahrhundertfeierlichkeiten zum Großen Krieg beginnen, seinem Krieg.

Wie ein Buchhalter kämpfte ich mich durch die aberhundert handgeschriebenen Seiten, legte ein Verzeichnis von Szenen und Schlüsselwörtern an, notierte die Orte, die ich besuchen müsste, und ließ die Hefte kopieren, aus Furcht, sie könnten verloren gehen, wonach ich sie in einem feuerfesten Bankschließfach deponierte. Ich sprach mit den wenigen noch lebenden Zeitzeugen, die mir allerdings nur mit einzelnen und vielfach zweifelnd geäußerten Details aushelfen konnten. Meinen Vater, seinen Schwiegersohn, den letzten Bewohner des Hauses am Flussufer, bat ich darum, alles aufzuschreiben, an was er sich erinnern konnte; auf diese Weise lieferte er mir, kräftig und klar, wie er auch mit neunzig noch war, den notwendigen Kitt, mit dem ich die Bruchstücke zusammenfügen konnte, half mir, die apokryphen, von meinem Großvater immer wieder munter erzählten

Geschichten mit ihren schriftlichen Versionen in den Heften zu vergleichen, und versetzte mich dadurch in die Lage, die wahren Dimensionen der Dinge zu erfassen.

*

Immer wenn mein Blick auf den alten Frisiertisch fällt, sehe ich ihn dort sitzen: eine kleine, gedrungene Gestalt, von der eine ungeheure Intensität ausgeht. Hellblaue, glänzende Augen, schütteres, weißes Haar um einen kahlen Schädel, ähnlich wie beim alten Schopenhauer: Beide waren sie zähe, große Persönlichkeiten, von denen wir behaupten, dass es sie heute nicht mehr gibt, weil das Leben die für das Reifen und Gedeihen solcher Charaktere notwendige spartanische Nüchternheit verloren hat. Noch habe ich sein Erzählen im Ohr, höre, wie er ruft, wie sich auf ansteckende Weise seine Stimme überschlägt, erkenne ihren Oktavumfang, doch einzelne Worte oder Sätze kann ich mir nicht mehr in Erinnerung rufen. Ich nehme die Gerüche wahr, die ich mit ihm verbinde: den Geruch eines Malers aus alter Zeit und etwas Unbestimmtes, den höchst eigenen Geruch seiner ehemals körperlichen Existenz, fern der Zeit, in der ich dies schreibe. Wie eine Gestalt aus alten Mythen und Erzählungen taucht mein Großvater aus der Vergangenheit auf, jedoch auf eine besondere Art und Weise, nämlich als *histoire intime*.

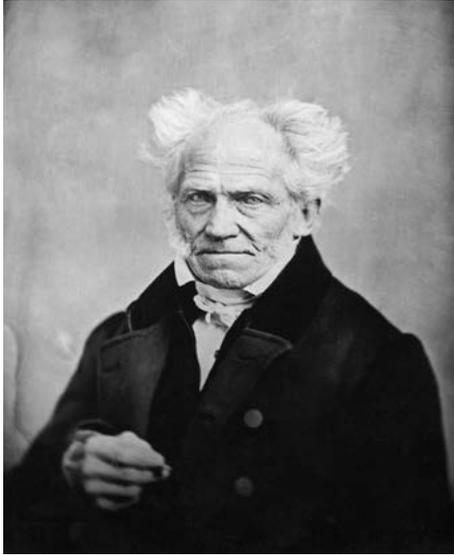
Auf der Suche nach den Spuren seines Lebens frage ich mich, warum wir uns oft besser mit unseren Großeltern verstehen als mit unseren Eltern. Liegt es daran, dass wir mit ihnen nicht den Generationenstreit auszutragen brauchen wie mit unseren Eltern? Der große Altersunterschied schafft einen Freiraum, in dem wir unsere vermeintliche Identität erproben können, und lässt uns glauben, die ferne Vergangenheit der Großeltern berge mehr Wahrheiten als alles, was wir über unsere Eltern wissen. Und dieser naive Glaube macht uns neugierig.

*

Ich bin überrascht, als während der Arbeit an seinen Aufzeichnungen mehrere Gegenstände meiner Welt ihr historisches Geheimnis preisgeben: eine goldene Taschenuhr, die auf einem Fliesenboden in tausend Stücke zerspringt; eine im Alter von fünfzehn Jahren heimlich gerauchte Zigarette aus einem Silberetui, wonach mir schlecht wurde; ein zerschlissener braunroter Schal auf einem der ausrangierten Schränke im verfallenen Wintergarten, besudelt vom dünnen Schiss von Vögeln, die sich in das Glashaus verirrt hatten und in Panik geraten gegen die Fenster geflattert waren, bis sie durch Zufall wieder durch die offen stehende Luke hinausfanden; ein Döschen mit altmodischem, silberfarbenem Rasierzeug, aus dem ein durchdringender Geruch von Alaunstein und altmodischer Seife drang; ein Stadtplan von Liverpool, der so oft auseinander- und wieder zusammengefaltet worden war, dass er am Falz auseinanderfiel; die Blechbüchse mit den Orden und Medaillen, die ich erst viele Jahre nach seinem Tod fand; die riesige, wöchentlich polierte, kupferne Granathülse auf dem Treppenhof – die er den »Obus« nannte und die ich als Kind immer für eine unförmige Blumenvase gehalten habe.

Nach und nach enthüllte sich mir das Geheimnis meines Großvaters – eines langen Lebens, das zum größten Teil nur ein Epilog war zu einer fast noch mittelalterlich anmutenden Kindheit, einem von Grausamkeiten erfüllten Jungmännerleben, einer nach dem Krieg gefundenen und wieder verlorenen großen Liebe, eines langen Lebens, das die Geschichte erzählt von unerschöpflicher Ergebenheit, von schmerzlicher Enthaltensamkeit, kindlichem Mut, inneren Kämpfen zwischen Frömmigkeit und Verlangen, von endlosen Gebeten in schattigen Kirchen, den Hut neben sich auf die Kirchenbank gelegt und das Haupt gebeugt vor den zahllosen Heiligenbildern und den flackernden Kerzen – dieses Geheimnis lag in einem leidenschaftlichen Lebensseifer, den man von außen seiner unaufgeregten Welt keineswegs ansah.

*



Ich flaniere durch die Straßen meiner Geburtsstadt und sehe sie mit ganz anderen Augen als noch vor gut zehn Jahren, als ich sie verließ. Es herrscht kühles Frühlingswetter, Wolken am Himmel, wie er sie gerne zeichnete. Die alte Fassade des Fahrradladens, wo ich mein erstes, rotes Fahrrad bekam, existiert noch, doch die Aufschrift darauf ist verblasst. Die Bürgerhäuser stehen verwaist an der Asphaltstraße, die nur noch wenig erinnert an das gemütliche Leben, für das die Häuser vor ungefähr einem Jahrhundert entworfen und gebaut worden waren. Es fängt an zu nieseln, die Autos schieben sich in trägen Kolonnen über die Heirnislaan, hinter der irgendwo zwischen dem Rangierbahnhof und dem Kanal die dunkle Gasse gewesen sein musste, in der mein Großvater seine ersten Lebensjahre verbrachte. Heute ist die Heirnislaan Teil des städtischen Schnellstraßenrings; damals war es eine hübsche Allee mit hohen Bäumen, unter denen an sommerlichen Sonntagnachmittagen die »*herrschaftlichen, jungen Damen*«, wie er sie voller Ehrfurcht nannte, durch die Fenster ihrer leichten Kutschen kichernd die aschfahlen Rotzungen beobachteten, die einen Blick auf

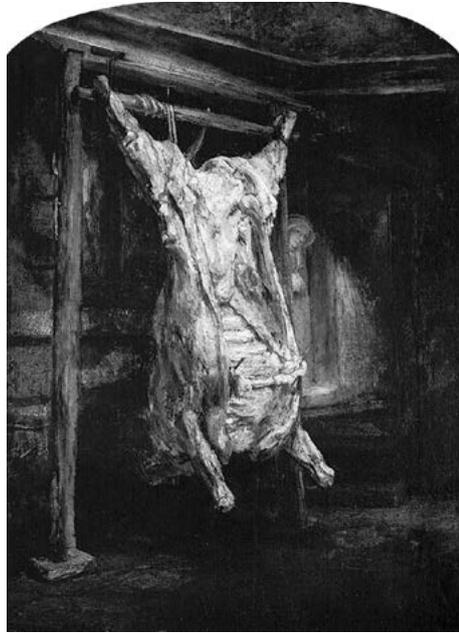
die Mädchen zu erhaschen versuchten. Diese Heirnislaan überquerte er an einem nebligen Wintermorgen wie ein kleiner Held aus einem Dickens-Roman, an den Füßen Holzschuhe und in der Hand einen großen Eimer. Er wollte zu den schwarzen Männern, die hinter dem Dampoort die Tender der Lokomotiven beluden, um ihnen Steinkohle abzubetteln. Zu Hause stellte er den schweren Eimer hinter den Löwen-Ofen, damit sich seine Mutter, wenn sie müde von ihrer Arbeit zurückkehren würde, darüber freuen konnte, dass sie an diesem Abend nicht frieren und sogar warm essen würden. Danach rannte er sofort zur Schule und bekam einen Anschiss, weil er zu spät kam. Seine große Schwester lachte ihn aus, weil er in den Sprachen und im Rechnen nicht gut mitkam. Einmal hatte er am mit Schmetterlingsflieger und Holunder bewachsenen Bahndamm ein Maiskorn gepflanzt und die enorm schnell wachsende Pflanze jeden Tag mit Hilfe eines verbeul-ten Schälchens gegossen, bis er sie eines Morgens geknickt und abge-rißen fand – was ein Zeichen für den Umstand war, den mein Groß- vater so umschreibt: »*Unsere Familie war in der Straße immer weniger gelitten.*«

*

Ich gehe an architektonisch einfallslosen Wohngebäuden vorbei, die auf dem Gelände des ehemaligen Genter Tiermarkts errichtet wurden; die Erinnerung daran ruft eine starke Geruchsempfindung bei mir hervor. Der alte Viehmarkt war eine überdachte, offene Halle gewesen, in der die an den Säulen festgebundenen Tiere mit blutunter- laufenen Augen und schleimtropfenden Mäulern stampfend an den Ketten zerrten. Wässriges Blut floss in die zertretene Streu unter den Schlachttischen, unförmige, hellrote Berge von gestapelten Lungen schienen in ihrer glibberigen Materialität noch zu leben, heraus- getrennte Herzen lagen neben Zungen, Schädel wurden kiloweise verkauft, und aus einer Kupferschüssel starrten mich Augen an, als dächte man hier tief nach über den allenthalben anwesenden Tod, -

einen Tod, der dem Leben näher stand als alles, was ich, der nie einen Krieg erlebt habe, je gesehen habe. Ich kann mir vorstellen, dass mein Großvater beim Anblick der Massaker bei der Schlacht an der Yser unwillkürlich und voller Widerwillen an den alten Tiermarkt denken musste, dann, wenn die herausquellenden Eingeweide seiner Kameraden mit äußerster Brutalität vor Augen führte, dass nun endgültig eine Grenze überschritten worden war – und zwar jene Grenze, die das Leben bewahren sollte vor den raffgierigen Klauen des Todes. Die fröhlichen Viehhändler der Provinzstadt um 1900 waren gleichgültig gegenüber dem Ausdruck der Gelassenheit und Panik in den Augen der Schafe, die darauf warteten, geschlachtet zu werden. Die damaligen Zeiten waren ruhig, alles hatte seinen Platz, der schmutzige Dreikäsehoch schlenderte an den Tischen vorbei, er wusste, er bräuchte mit seinen blauen Kinderaugen nur ein wenig untröstlich zu blicken und einer der Händler würde ihm etwas zuschmeißen: etwas blutigen Pansen, ein schlecht entbeintes Rippenstück, aus dem man noch eine Suppe kochen konnte, ein Stück zähes Fleisch für eine Brühe. Jedes Mal, wenn wir uns gemeinsam Reproduktionen ansahen und auf Rembrandts berühmten geschlachteten Ochsen stießen, sagte er: »Das ist so gut gemalt, dass man den Viehmarkt förmlich riechen kann.«

Seine Mutter, Céline Andries, »durfte« studieren, wie mein Großvater schreibt – ihre Eltern waren Getreide- und Kartoffelhändler gewesen, ebenso wie seine späteren Schwiegereltern. Die Kaufmannstochter besuchte das Mädchenpensionat *Piers de Raveschoot*, das im neunzehnten Jahrhundert nur begüterten Familien offenstand. Sie sprach Französisch und Englisch, konnte Gedichte von Prudens van Duyse auswendig, las Hendrik Conscience' *De Leeuw van Vlaanderen* (*Der Löwe von Flandern*), was sie für die Sache der Flamenpolitik einnahm. Nach ihrer Ausbildung »diente« sie bei einer adligen Familie in Antwerpen – »dienen«, so nannte man das damals –, und zwar bei der Familie Potter de Veldewijk in Ekeren, wo sie den Lebensstil des Großbürgertums kennenlernte. Und so ist es nicht verwunderlich, dass sie



ihr ganzes Leben lang eine vornehme Reserviertheit ausstrahlte. Sie muss eine bemerkenswert starke Persönlichkeit gewesen sein. Die Bewunderung meines Großvaters für sie war grenzenlos, und er spricht in seinen Erinnerungen nie anders als mit einer Mischung aus distanzierter Liebe und intimer Zuneigung von ihr.

Sein Vater, der Kirchenmaler Franciscus Martien, war ein talentierter junger Bursche aus einfachen Verhältnissen. Céline und er lernten sich kennen, als sie beim Betreten der Gemeindekirche gegen seine Malerleiter stieß. Franciscus Martien restaurierte gerade die vierte Station des Kreuzwegs und wäre fast von der Leiter gefallen. Die Geschichte, wie meine Urgroßeltern sich kennenlernten, blieb für mich stets ein Mysterium, jedes Mal, wenn sie erzählt werden sollte, winkte mein Großvater lächelnd ab, doch in seinen Erinnerungen schrieb er sie liebevoll nieder, wodurch ich die Geschichte dann doch in allen Einzelheiten erfuhr. Sie stieß also gegen seine Leiter, worauf von

oben etwas herabfiel – ein Pinsel, ein Palettmesser oder ein anderes der Werkzeuge, die an seinem Gürtel hingen. Um ein Haar hätte sie der Gegenstand getroffen, doch er fiel klatschend auf den Steinfußboden der leeren Kirche. Die junge Frau blickte nach oben, und der junge Maler verlor vor Schreck das Gleichgewicht; die Leiter löste sich von der Mauer, und er konnte einen Sturz nur verhindern, indem er sich blitzschnell gegen die Leiter warf. Ein Lächeln huschte über ihr strenges Gesicht, sie ging weiter und setzte sich bei den zwei brennenden Kerzen vor der Heiligen Jungfrau Maria ins Gestühl, um zu beten. Später erzählte sie immer, dass sie in den zwei kleinen, still vor sich hin brennenden Flämmchen ihre beiden Seelen sah. Damals konnten junge Leute nicht zusammen sein, ohne dass eine dritte Person anwesend war; ein ärmlich gekleideter junger Mann und eine elegante junge Frau in einer leeren, stillen Kirche allein: Das gehörte sich nicht. Er schaute hinunter, sah die schwarze Spitzenmantille um ihre hohen, geraden Schultern, stieg die Leiter herab und wartete vor dem Kirchentor verlegen darauf, dass sie herauskäme. Sie aber ging schnurstracks an ihm vorbei, warf ihm nur einen kurzen Blick zu: Sie hatte spöttische, hellgraue Augen, und ihm war, als schütteten sie klares, kaltes Wasser über seine Seele aus. Hellgraue Augen, dazu schwarze Haare, so etwas musste ihm als Maler auffallen. Mein Großvater erklärte mir später, dass das nicht sehr oft vorkomme, es handele sich dabei um einen ganz bestimmten Schönheitstypus – er wusste, wovon er sprach.

Es hatte Franciscus gepackt – wochenlang wartete er darauf, dass die dunkle Erscheinung wieder in die Kirche käme. Sie ließ jedoch auf sich warten, es machte ihn närrisch, er bekam Fieber und wurde krank. Er blieb zu Hause, bis der Kaplan die Eltern davor warnte, dass Franciscus die Arbeit verliere, wenn er nicht zurückkomme. Als Céline dann an einem ganz normalen Werktag, wenn die meisten Leute keine Zeit für einen Kirchenbesuch haben, wieder auftauchte, wusste er, dass sie seinetwegen kam. In ihrer Familie entstand große Aufregung, den Eltern passte es nicht, dass die wohlerzogene Tochter mit einem Habenichtsbändelte; aber die Seele der stolzen jungen

Frau war dem zerstreuten, romantischen Künstler verfallen, seinem El-Greco-haften, mageren Gesicht, den knochigen, farbfleckigen Händen mit den zaudernden, schlanken Fingern, seinem feingliedrigen, jungenhaften Gang. Ungewollt geschah in der reichen Kaufmannsfamilie, was sich in vergangenen Zeiten tausendfach wiederholte: Ein Bauer kommt zu Reichtum, lässt seine Kinder bürgerlich erziehen und bringt sie mit Kultur in Kontakt, wodurch sich die Kinder jedoch von seiner Konzentration auf das rein Materielle abkehren und ihr Glück in Höherem suchen. Céline erduldet Monate des häuslichen Streits, drohte damit, von zu Hause auszureißen und in ein Kloster zu gehen, wegzulaufen Gott-weiß-wohin, schloss sich in ihr Zimmer ein, machte sich unmöglich und sagte sich immer wieder im Stillen: »Ich will ihn, meinen Kirchenmaler mit den blauen Augen, ich will ihn und ich werde ihn kriegen!« Die Vorstellung, seine schöne Tochter könnte in einem Kloster ihr restliches Leben fristen, war sogar dem frommen Kartoffelbauern zu viel. Also gaben die Eltern nach; und die wohlherzogene und stolze Céline bekam ihren armen Maler.

Und sie bekam den ganzen Rattenschwanz dazu: ein kärgliches Leben, Geldsorgen, Franciscus' schwache Gesundheit, seine nächtlichen Husten- und Asthmaanfalle, eine feuchte, schäbige Wohnung, Hunger und das endlose Geschrei und Gewimmer von fünf Kindern. Sie kümmerte sich um ihren Mann wie um ihr sechstes Kind. »Ach, mein kleiner, armer Maler«, sagte sie kopfschüttelnd, wenn sie ihn necken wollte. Und er betete sie an – den Knoten ihres glänzenden Haars, ihren Hals, ihre geraden Schultern, die zierlichen Knubbel ihrer Handgelenke, ihre perfekt geformten Fingernägel, den bleichen, merkwürdigen Glanz, der beim Sprechen von ihr ausging.

*